

Bettina Obrecht

# Plötzlich Schwestern

Mit Bildern  
von Barbara Scholz

**Gabriel**

# I

Mia



In meiner Klasse sind siebenundzwanzig Kinder. Von denen haben achtzehn mindestens einen Bruder oder eine Schwester (von vier Jungs und einem Mädchen weiß ich es nicht genau, die reden nicht mit mir).

Fragt man nach, dann erklären die meisten, dass Geschwister einfach nur nerven.

Und garantiert erzählen sie kurz darauf davon, wie sie mit ihren Schwestern und Brüdern Badminton spielen, im Keller nach Familiengeheimnissen suchen, für den Opa ein Vogelhaus zu Weihnachten gebastelt haben und so weiter.

Wenn man Geschwister hat, muss man offenbar immer so tun, als würden die nerven, während man sie in Wahrheit richtig klasse findet.

Es wäre für mich manchmal beruhigend gewesen, zu wissen, dass Geschwister wirklich nur nerven. Dann hätte ich mich gefreut, dass ich ein Einzelkind bin.

Ich habe mich aber nicht gefreut.

Papa hat erzählt, dass ich einmal, vielleicht mit sieben oder acht Jahren, sogar auf meinen Wunschzettel für Weihnachten »Schwester (zur Not Bruder)« geschrieben habe.

Aber das Christkind bringt keine Geschwister. Geschwister bekommt man nur, wenn die Eltern noch ein weiteres Kind wollen.

Oder wenn sie sich plötzlich mit einer neuen, fremden Familie zusammentun, so wie mein Vater mit Colette und Kelly.

Seit ein paar Wochen habe ich also wirklich so eine Art Schwester. Und seither ist es bei mir zu Hause eindeutig nicht mehr so schön wie früher.

Es gibt noch Ausnahmen.

Gestern Abend waren Papa und ich nach langer Zeit mal wieder allein in unserer Wohnung.

Colette, Papas neue Freundin, spielte mit ihren neuen Arbeitskolleginnen Doppelkopf – das ist so ein Kartenspiel – und Kelly durfte länger wegbleiben, weil sie mit ihrem Vater noch im Kino war. Sie hat bis vor Kurzem in der Großstadt gelebt und ist es gewohnt, spät nach Hause zu kommen, später als ich jedenfalls.

Ich war nicht neidisch auf ihren Kinoabend. Papa hat für uns beide endlich mal wieder unser ganz spezielles Lieblingsessen gemacht. Es ist ein Essen, das außer uns garantiert keiner auf der Welt mag: Kartoffelbrei mit gegrillten Marshmallows,

Krautsalat mit Ananas dazu. Wir haben uns mit unseren vollen, dampfenden Tellern vor den Fernseher gesetzt und eine uralte Folge von *Raumschiff Enterprise* angesehen und nicht viel miteinander geredet, denn das ist gar nicht nötig. Papa gefällt die erste Staffel von Raumschiff Enterprise und er hat eine besondere Vorliebe für Spock, den Vulkanier mit den spitzen Ohren. So richtig cool finde ich selbst ehrlich gesagt die Raumschiffbesatzung nicht. Die Leute sind alle so alt und blass und drücken sich altmodisch aus. An der Serie gefällt mir eine Sache am besten: Die haben auf dem Raumschiff einen Apparat, mit dem man sich einfach woandershin beamen kann. Das funktioniert wie ein Lift. Man steigt hinein und kommt an einem ganz anderen Ort heraus, vielleicht sogar auf einem anderen Planeten. Allerdings wird man unterwegs mal kurz in seine sämtlichen Atome zerlegt und dann wieder zusammengesetzt, aber das spürt man wohl nicht. In einem Moment stehen die Leute noch vor dir, dann fangen ihre Körper an, merkwürdig zu flimmern – sieht ziemlich billig aus, dieser Effekt –, und im nächsten Moment treffen sich alle auf einem fremden Planeten wieder. Das finde ich unglaublich praktisch. Papa und ich könnten uns einfach mit unserem kleinen Campingbus nach Korsika beamen, wenn uns hier alles auf die Nerven geht. Nur leider besitzen wir unseren schönen roten Campingbus nicht mehr. Vier Leute passen nämlich nicht hinein, und wir sind jetzt zu viert. Außerdem halten Colette und Kelly nicht viel von Campingurlaub. Also hat Papa

den Bus verkauft, obwohl es ihm leid getan hat, das habe ich genau gemerkt.

Es ist eben vieles nicht mehr so schön wie früher.

Zum Beispiel, weil sich wie jetzt, ausgerechnet kurz vor dem Ende der Enterprise-Episode, ein Schlüssel im Schloss dreht, Kelly in die Wohnung schlappt, ihren Rucksack auf Papas Stuhl feuert, die Nase rümpft, als sie die Essensreste sieht, noch einmal die Nase rümpft, als sie das Fernsehprogramm sieht, und Papa daraufhin aus seinem Sessel aufspringt.

»Soll ich dir ein Brot machen?«, erkundigt er sich, als könnte sie das nicht selbst. Ich finde nicht, dass er Kelly immer noch wie einen Gast behandeln muss. Sie benimmt sich doch überhaupt nicht wie ein Gast.

Prompt fragt Kelly mürrisch,



ob er ihr denn ein Rührei machen würde, und Papa reißt den Kühlschrank auf und holt die Eier heraus, obwohl es nur noch fünf Minuten bis zum Ende der Sendung sind und Kelly in dieser Zeit bestimmt nicht verhungert wäre. Ich schalte den Fernseher einfach aus, denn im Grunde ist es mir völlig egal, ob Captain Kirk und Spock von den in bunte Fantasie-Römergewänder gehüllten Bewohnern des feindlichen Planeten Morks einem blutgierigen Götzen geopfert oder doch in letzter Minute gerettet werden. Wenn ich alleine vor dem Fernseher sitze, ohne Papa, ist es jedenfalls völlig egal. Der Abend ist verdorben.



Ich gehe in die Küche zu Kelly und Papa und sehe zu, wie Papa die Eier verrührt. Kelly sitzt am Tisch und starrt auf ihre Fingernägel. Dschungelgrün sind die heute. Wenigstens redet sie nicht. Wenn Kelly nicht redet, sieht sie normal aus, sogar schüchtern. Keiner sieht ihr an, was für ein Biest sie sein kann. Papa behauptet natürlich, dass sie überhaupt kein Biest ist, nur unglücklich, dass sie sich an ihr neues Leben gewöhnen muss, und dann bittet er mich, ihr eine Chance zu geben. Dass wir uns alle vertragen müssen, sagt er. Und dabei lächelt er mich dann so Hilfe suchend an, dass ich nicht anders kann – ich verspreche immer wieder, Kelly eine Chance zu geben. Und Colette, ihrer Mutter, die jetzt so eine Art Ersatzmutter für mich werden soll, natürlich auch.

Ich habe allen Grund der Welt, ihnen eine Chance zu geben. Sie sind meine erste und vielleicht einmalige Chance auf eine fast richtige Familie.



Natürlich leugnet Mia alles. Sie behauptet steif und fest, ihr Vater hatte nie die Absicht, mir meinen eigenen Vater wegzunehmen, und sie erklärt, er habe sich nur ganz aus Versehen in

meine Mutter verliebt und es tue ihm sehr leid, dass er anderen damit wehtun musste. Vor allem beharrt Mia darauf, dass sie persönlich überhaupt nichts mit der Sache zu tun hatte.

»Ich hab deine Mutter überhaupt nicht gewollt«, erklärt sie sogar.

Das ist ein starkes Stück. Sie behauptet ernsthaft, dass sie es schön fand, allein bei ihrem Vater zu leben. Dabei war ja praktisch nie jemand da, der sich um sie kümmern konnte. Sie war so eine Art Halbweise – obwohl ihre Mutter ja offenbar noch irgendwo lebt und bloß nichts mit Mia und ihrem Vater zu tun haben möchte. Mia kann jedenfalls froh sein, dass sich meine Mutter jetzt mit ihr abgibt.

Es ist wahr, dass man Mia so viel Fiesheit nie zutrauen würde, wenn man sie so vor sich sieht. Sie sieht nicht so aus wie jemand, der gerne glückliche Familien zerstört – so schmal und blass wie sie ist, mit ihrem ständigen Lächeln, das einem echt auf den Keks gehen kann. Sie entschuldigt sich dauernd für alles, was sie tut. Aber davon, dass sich jemand entschuldigt, wird er nicht automatisch *unschuldig*.

Alle um uns herum halten Mia wahrscheinlich für eine Art stillen Engel. Aber dieser süße Engel hat meine Mutter kassiert und meinen Vater in die Flucht geschlagen, mir meine Freunde weggenommen, meine Katze, meinen Volleyballverein, mein ganzes Leben. Sie und ihr Vater, dieser Steffen mit seinem Teddybärenvollbart und dem silbernen Ohrstecker. Allein dieser

Ohrstecker wäre mir megapeinlich, wenn ich seine Tochter wäre, was ich ja glücklicherweise nicht bin. Mia tut natürlich so, als wären Ohrstecker bei Männern etwas völlig Normales.

Es ist noch gar nicht lange her, da habe ich von solchen Leuten wie Mia und ihrem Vater gar nichts gewusst. Mein Vater hat natürlich keinen Ohrstecker, sondern intakte, schöne Ohren. Er rasiert sich jeden Tag und grinst niemals so schafartig wie Steffen. Mein Vater hat so ein ironisches Lächeln, das fremde Leute verunsichert. Er ist ein ganz, ganz anderer Mensch – überhaupt nicht mit diesem Steffen vergleichbar. Zum Beispiel unternimmt er gerne Fahrradtouren, er hat mich oft mitgenommen. Wir haben dann irgendwo gepicknickt, in einem Park, an einem Fluss, an einer alten Kirche, und über die Welt geredet. Mein Vater weiß eine ganze Menge über die Welt, weil er geschäftlich oft nach China reisen muss oder nach Amerika oder nach Nigeria und in Länder, von denen Steffen wahrscheinlich noch nie etwas gehört hat. Wenn Mama uns ab und zu auf diese Radtouren begleitet hätte, wäre vielleicht alles ganz anders gekommen. Dann hätte sie gewusst, wie toll man sich mit Papa unterhalten kann. Ich glaube, sie hat überhaupt nicht geahnt, dass man mit ihm reden kann. Die beiden haben kaum miteinander gesprochen, und wenn doch, dann haben sie sich meistens gleich angeschrien. Selbst das war noch besser als das eisige Schweigen, das immer öfter zwischen ihnen herrschte. Es wäre Mama doch kein Zacken aus der Krone gefallen, wenn sie sich

einmal aufs Rad geschwungen und uns begleitet hätte. Aber nein, sie war nicht zu überzeugen. Sie hat gesagt, ihr fällt echt was Besseres ein, als sich den Hintern auf einem Fahrradsattel wundzuscheuern und irgendwelche Berge hochzukeuchen, wo man doch so bequem mit dem Auto fahren kann, mit Radio und Klimaanlage und so weiter. Und so ist ihre Ehe mit Papa natürlich kaputtgegangen.

Der Hammer ist, dass auch Steffen Fahrrad fährt! Er radelt jeden Tag zur Arbeit, egal, wie das Wetter ist – na ja, jedenfalls bei Sturm unter Orkanstärke und bei leichtem bis mäßigem Schneefall. Allerdings kommt er nicht auf die Idee, auch noch in seiner Freizeit Fahrrad zu fahren. Er hat andere Interessen. Ich konnte es zuerst nicht glauben, aber dieser erwachsene Mann besitzt eine elektrische Eisenbahn und hat damit bis vor Kurzem herumgespielt wie ein kleiner Junge. Er hat mir diese Eisenbahn ganz stolz gezeigt, als ich Mama zum ersten Mal zu ihm nach Hause begleitet habe, und er war total enttäuscht, weil ich nicht vor Begeisterung ausgeflippt bin.

Im Gegenteil, ich fand die Sache gleich extrem peinlich. Also freue ich mich richtig, dass er die Eisenbahn wegen mir abbauen musste. Ich hätte niemals in seiner Wohnung Platz gehabt, wenn er die Eisenbahn nicht weggepackt hätte. Das hat ihm bestimmt nicht gefallen, und sicher nimmt er es mir übel, auch wenn er immer so freundlich tut. Mia hat erzählt, er hat jeden Wagen einzeln in ein gepolstertes Kästchen gepackt und dieses

beschriftet, und die Riesenplatte, auf der er die Landschaft mit den Gleisen aufgebaut hatte, hat ein Freund von ihm mit dem Autoanhänger abgeholt und vorsichtig zu seinem Haus transportiert. Er hatte noch Platz in einem trockenen Keller. Steffen sagt, wenn wir erst eine große Wohnung haben, dann will er wieder ein Extrazimmer nur für seine Bahn, und meine Mutter guckt dann ziemlich komisch, fast so, wie sie geguckt hat, wenn mein Vater eine neue, noch anstrengendere Fahrradtour plante. Dann denke ich, dass sich Steffen und Mia nicht so sicher fühlen sollten. Es kann nämlich sein, dass Mama Steffen plötzlich gar nicht mehr so toll findet, und dann wird Mia sich wundern, dann hat sie auf einmal wieder keine Mutter mehr. Auf Steffens trieflige Trauermiene bei unserem Auszug freue ich mich schon.

Jetzt bilden sie sich wohl ein, ich müsste dankbar sein, weil sie ihre grässliche Wohnung mit mir teilen. Als hätte ich jemals hier wohnen wollen. Als hätte ich nicht in einem richtigen Haus gewohnt, in einer viel besseren Stadt, in einer viel besseren Straße, bei einer viel besseren Schule, meiner Schule, in meiner Stadt, wo meine Freunde wohnen. Diese Wohnung hier, diese Schule, diese Stadt können sie alle behalten. Ich will nichts damit zu tun haben, wirklich gar nichts.

Mia



Kelly geht in meine Parallelklasse. Sie hätte auch in meine Klasse kommen können, wenn wir darauf bestanden hätten, aber Colette und Papa waren dagegen, und für uns beide kam das eigentlich auch nicht infrage. Die Schulleiterin hat gesagt, dass ihrer Erfahrung nach sogar richtige Zwillinge in unterschiedlichen Klassen besser aufgehoben sind. Diese Bemerkung war wirklich völlig daneben. Kelly und ich sind genau das Gegenteil von Zwillingen, wenn es so etwas gibt. Wir haben nun mal überhaupt nichts gemeinsam, außer dass wir in derselben Wohnung wohnen und uns die Eltern teilen müssen.

Und trotzdem fühle ich Mitleid, als ich Kelly an ihrem ersten Schultag so verloren auf dem Schulhof herumstehen sehe. Sie kann nichts dafür, dass sie die Schule wechseln musste. Es ist auch nicht meine Schuld, denn ich habe sie nicht gebeten, bei uns zu wohnen – aber trotzdem. Außer mir kennt sie doch keinen. Sie steht stocksteif neben dem Wasserspender herum, hat die Hände in den Taschen ihrer Steppjacke vergraben, die plötzlich viel zu groß für sie wirkt, den Blick auf ihre Füße gesenkt, als könnte sie denen mit ausreichend Geduld beim Wachsen zusehen. Das Pausengeschehen umspült sie wie ein Wildbach einen kleinen Stein, von dem man noch nicht sagen kann, ob er nicht im nächsten Moment von der Strömung mitgerissen wird.



Ich tue das,  
was alle von mir  
erwarten, weil ich Mia  
bin, Klassensprecherin und  
dafür bekannt, dass ich mich  
kümmere. In diesem Fall erwartet  
man das natürlich erst recht von mir.  
Zumindest meine besten Freunde sind darü-  
ber informiert, dass Kelly jetzt so eine Art Zwangsschwester für  
mich ist. Jedenfalls sage ich zu Mona, Fatma und Leon: »Kommt,  
wir gehen mal rüber«, und steuere auf Kelly zu

Als Kelly mich ansieht, erkenne ich in ihrem Blick noch einen  
Sekundenbruchteil lang tiefe Unsicherheit, aber dann schaltet  
sie schnell auf cool um.

»Alles klar?«, frage ich Kelly. »War der Horstmann okay zu dir?«  
Ich höre mir selbst zu wie einem Fernsehsprecher.

Der Horstmann ist Kellys neuer Klassenlehrer. Er ist einer von  
den Lehrern, über die es nicht viel zu sagen gibt. Er ist nicht  
ganz jung, nicht ganz alt, nicht ganz nett, nicht ganz übel, ein  
Lehrer eben.



Kelly zuckt mit den Schultern.

»Wir haben den in Erdkunde«, springt jetzt Fatma ein. »Er zeigt am liebsten seine Urlaubsbilder. In den letzten Sommerferien war er auf den Philippinen. Es hat da aber nur geregnet.« Sie kichert.

Jetzt sieht Kelly auf. Sie schenkt Fatma ein breites Lächeln, das meine Freundin offenbar vollkommen überrascht. Ihr Kichern

verstummt, sie wischt sich die Haare aus der Stirn. Wenn Kelly lächelt, sieht sie von einer Sekunde auf die andere ein bisschen wie eine Prinzessin aus. Ich kenne das natürlich schon und falle nicht drauf rein, aber Fatma hat es kalt erwischt.

»Warum bist du eigentlich nicht in unserer Klasse?«, ist alles, was ihr einfällt »Das wäre doch cool.«

Kelly winkt ab.

»Mia wollte das nicht«, erklärt sie.

Ich schnappe nach Luft. Fatma und Mona sehen mich stirnrunzelnd an.

»Warum denn nicht?«

»Keiner wollte das«, knurre ich. »Du doch auch nicht.«

Kelly zuckt mit den Schultern.

»Vielleicht kannst du noch wechseln«, schlägt Fatma vor.

Was soll das? Sie kennt Kelly doch überhaupt nicht. Sie weiß doch gar nicht, ob Kelly das will. Und vor allen Dingen weiß sie nicht, ob ich das will, und ehrlich gesagt, nein, ich will Kelly nicht in meiner Klasse haben. Es reicht, dass sie sich ständig in meiner Wohnung aufhält.

Kelly geht glücklicherweise nicht auf Fatmas Anregung ein.

»Du hast ja ein cooles Sweatshirt«, sagt sie stattdessen zu ihr. »Wo kauft man denn hier so was?«

»Bei *Trendy*. Das ist ein Laden direkt in der Fußgängerzone.«

»Ihr habt hier eine Fußgängerzone?« Kelly tut überrascht. Natürlich kennt sie unsere Fußgängerzone. Na gut, die besteht

nur aus einer einzigen, nicht besonders langen Straße, aber es ist eine Fußgängerzone.

Gerade will ich sie anmeckern, da wendet sie sich Mona zu, die bisher stumm dagestanden hat.

»Kann man hier irgendwo reiten?«, fragt Kelly.

Als wüsste sie, dass Mona der größte Pferdefan der ganzen Schule ist.

Mona wird ganz rot vor Aufregung. »Kannst du denn reiten?«

»Ich würde es lernen«, sagt Kelly. »War eigentlich mein Plan. Ich dachte, wenn man schon auf dem Land wohnen muss, kann man wenigstens reiten lernen.«

Mona und Fatma starren Kelly einen Moment lang in stummer Verwirrung an. Ich glaube, keine von ihnen ist jemals auf den Gedanken gekommen, dass wir hier auf dem Land wohnen. Unsere Stadt ist wirklich nicht besonders groß und mit dem Fahrrad kann man ziemlich schnell die Felder erreichen. Aber auf dem Dorf leben wir nun wirklich nicht und mir sind auf der Hauptstraße noch keine Traktoren oder gar Pferde begegnet, nur einmal ein Lama, mit dem ein überwinternder Zirkus Spenden sammelte.

Glücklicherweise klingelt es, bevor Kelly auch noch Leon Honig um den Bart schmieren kann. Der glotzt Kelly ohnehin schon die ganze Zeit an, als wäre sie vor seinen Augen aus einem blinkenden Raumschiff gestiegen. Oder bilde ich mir das ein?

»Wir müssen«, sage ich.